

Seit meinem letzten Erfahrungsbericht ist viel Zeit vergangen und vieles hat sich getan. Das Wichtigste möchte ich im Folgenden zusammenfassen.

Zunächst kurz zur derzeitigen Wohnsituation: Nachdem ich einige Monate mit einer peruanischen Familie in Tablada zusammengelebt hatte, bin ich inzwischen wieder in den Hogar zurückgekehrt. Die Zeit mit der Familie war schön und bereichernd; doch kam ich nach einigen Problemen, besonders mit den Söhnen Manuél und Luis, die sich mir bis zum Schluss nicht öffneten und mich im Grunde nicht Teil ihres extrem auf den engsten Kreis der Familie beschränktes Leben werden lassen wollten, zu dem Schluss, dies sei für beide Seiten das Beste. Nun besuche ich Dina, Jesús und ihre Söhne immer wieder, wir erzählen uns Neuigkeiten und ab und zu kochen wir zusammen.

Die Vormittagsgruppe *Los Campeones*

Hier hat vor einem Monat ein vorübergehender Personalwechsel stattgefunden: für die Zeit bis Ende August wird die Erzieherin Judith, mit der ich bisher zusammengearbeitet hatte, durch eine Frau namens Hilda (Aussprache in Peru: „Ilda“) vertreten. Der Grund: Judith war schwanger und hat inzwischen, vor zwei Wochen, eine Tochter geboren. Beide, Mutter und Tochter, sind gesund und wohlauf – was zwischenzeitlich nicht sicher war, da es im letzten Stadium Probleme bei der Ernährung des Säuglings gab und deshalb befürchtet wurde, das Kind komme mit Organproblemen zur Welt. Doch glücklicherweise haben sich alle bösen Prognosen des behandelnden Arztes als Fehleinschätzungen herausgestellt, zumindest bis jetzt. Als ich sie besuchte, traf ich sie als stolze, überglückliche Mutter nun dreier Kinder an, doch gab sie offen zu, den Hogar - die Kinder und das Essen - bereits zu vermissen.

So endete also die in jeder Hinsicht glückliche Zusammenarbeit mit Judith, denn ihre Rückkehr Anfang September werde ich knapp nicht mehr erleben. Doch komme ich mit Hilda ebenso gut zurecht, auch wenn das Verhältnis zu ihr (noch) nicht ganz so freundschaftlich ist. Kurz zur Person: Hilda ist mit einem Deutschen verheiratet, der in Lima als Bäcker arbeitet (und dessen Spezialität, Vollkornbrot, nur bei den in Lima lebenden Deutschen Absatz findet). Zwölf Jahre lang hat sie in Deutschland, in Berlin, gelebt, bis ihr Mann beruflich in Schwierigkeiten kam – er arbeitete „irgendetwas mit Steuern“ - und der Umzug nach Peru die beste (einzige?) Lösung war. Hilda wäre lieber in Deutschland geblieben, sie hatte das Leben dort zu schätzen gelernt, obwohl sie fast ausschließlich mit anderen dort lebenden, unter dem weniger herzlichen Temperament der Berliner leidenden Peruanern Kontakt hatte. Ihr Deutsch ist angesichts der langen Zeit in Deutschland erstaunlich schlecht, besonders die Aussprache ist mangelhaft – ein weiterer Beweis dafür, was Karin, Verena und ich in einem dreimonatigen Deutschkurs für das Personal feststellen mussten: Deutsche Sprache - schwere Sprache.

Besagter Deutschkurs fand nach der offiziellen Arbeitszeit dreimalig pro Woche statt, jeder von uns mit jeweils einer Stunde; Teilnahme auf freiwilliger Basis, nach Einschreibung jedoch, zumindest offiziell, verpflichtend. Die Idee fand großen Anklang, doch wurde die Anzahl der regelmäßig erscheinenden Schüler mit der Zeit immer geringer, gegen Ende fand sich nur noch der harte Kern ein. Nach einer Krisensitzung stiegen manche komplett aus, die meisten rafften sich jedoch noch einmal auf und so wurde der Kurs relativ erfolgreich zu Ende geführt. Am Schluss stand ein kleines, von uns dreien organisiertes Fest mit Urkundenverleihung, Danksagungen, dem Singen deutscher Lieder („Bruder Jakob“ und

„Heo, spann den Wagen an“ im Kanon), das ich dirigierte und mit der Geige begleitete, Nudelsalat und natürlich Pisco Sour.

Die Veränderungen im Saal, die es in den letzten zwei Monaten gab, hängen sowohl mit beschriebenem Wechsel der Erzieherin als auch dem fast zeitgleichen Hinzukommen des zehnjährigen Jesús zusammen. Jesús brachte vom ersten Tag an viel Bewegung und viel Aufregung mit sich, die sich bei Hilda fast bis zur Verzweiflung steigerte. Just in diese Zeit des Weggangs Judiths in den Mutterschutz fiel der Besuch meiner Familie, sodass Hilda alleine mit der Situation zurechtkommen musste. Sie war von Judith zwei Wochen lang in die Arbeit eingeführt worden und hat durch die Arbeit in einem deutschen Kindergarten Vorkenntnisse, doch unterscheiden sich die Jungen und Mädchen des Hogars von den meisten deutschen Kindern darin, dass wenig oder gar keine Erziehung durch die Eltern stattfindet. Viele sind lange Zeit des Tages sich selbst überlassen, die sie dann auf der Straße oder vor dem Fernseher verbringen und sich dabei an rauere Umgangsformen gewöhnen.

Der Fall Jesús ist extrem: sein Vater, der als „Cobrador“ arbeitet, also von morgens bis abends in einem Bus steht, dessen Fahrtrichtung brüllt und das Fahrgeld einsammelt, ist nach Beschreibungen ein verbitterter, aggressiver Mensch, dessen einzige Erziehungsmaßnahme Schläge sind; die Mutter ist eine scheue, alles erdulde und zulassende Frau. Jesús ist also mit der Gewalt aufgewachsen, sowohl zu Hause als auch draußen auf der Straße im Umgang mit meist älteren Jugendlichen. Die Folge ist, dass auch er selbst davon ganz selbstverständlich Gebrauch macht. Die einzige Person im Hogar, die er respektiert, ist der Direktor Luis mit seiner mächtigen Stimme. Die anderen Kinder lernten schnell von ihm, ob freiwillig (Fäkalsprache) oder unfreiwillig (die Notwendigkeit, sich zu verteidigen). Hilda war mit der Situation überfordert, es soll in meiner Abwesenheit drunter und drüber gegangen sein.

Als ich von der Reise in den Süden zurückkam, fand ich Jesús nicht mehr in der Gruppe und die anderen Kinder verändert. Der dickliche Sebastián etwa, der immer der anhänglichste und kindlichste der Jungen war, ließ bei jeder Gelegenheit die Brust anschwellen und zeigte seine Muskeln, setzte diese auch nach Bemühen ein und antwortete auf eindringliches Zureden mit grimmiger Miene bloß „¡Yo les chanco!“ („Ich hau sie!“) – eigentlich ein wirklich komisch-lustiges Schauspiel, in der Situation muss ich mir des Öfteren das Lachen verkneifen. Sein Verhalten hat sich inzwischen wieder ein wenig gebessert, die erzieherische Einflussnahme ist jedoch ein zähes und anstrengendes Unterfangen und steht nicht im Verhältnis zu Sebastián's kurzer Zeit in der Lehre Jesús'.

Nachdem alle „klassischen“ Mittel der Erziehungskunst erfolglos geblieben waren, wurde Jesús in die Gruppe der Ältesten „strafversetzt“ in der Hoffnung, er verhalte sich dort zurückhaltender und passe sich an das überwiegend ruhige und gute Betragen der Jugendlichen an. Außerdem soll der Wunsch nach der Rückkehr zu seiner Gruppe reifen. Bisher scheint die Strategie in Ansätzen aufzugehen, wenn es auch immer wieder zu Vorfällen kommt.

Ich persönlich habe Jesús lieb gewonnen als äußerst intelligenten, anhänglichen, fröhlichen, begeisterungsfähigen Jungen und insgeheim amüsiere ich mich oft über seine frisch-freche Art. Er ist zwar im Moment nicht bei den Campeones, doch kommt er immer wieder zu mir und erzählt mir oder will mit mir spielen. Die Wurzel allen Übels ist das Elternhaus und ich hoffe, die Situation wird sich für Jesús irgendwie verbessern. Doch ist die Arbeit mit den Eltern die schwierigste und langwierigste, was auch in diesem Fall nicht anders sein wird.

Insgesamt macht Hilda ihre Arbeit sehr gut und bringt durch ihre Erfahrungen in Deutschland neue Ideen und Konzepte mit ein.

Die Nachmittagsgruppe „Chicas y Chicos Sin Fronteras“

Für mich hat sich die Situation in der Gruppe der Ältesten, der elf- bis 17-Jährigen eindeutig zum Positiven verändert. Ich habe eingesehen, dass man sich nicht mit allen gleich gut verstehen muss, dass man in einer Gruppe dieser Größe (ca. 20) wohl immer den ein oder anderen Unsympathen finden wird und akzeptieren muss, auch in Peru. Mit den allermeisten jedoch verstehe ich mich ausgesprochen gut und es macht Spaß, mit ihnen zu arbeiten, zu spielen oder sich einfach zu unterhalten. Insgesamt genieße ich mehr Respekt als am Anfang. Das ist allgemein auf verbesserte Sprachkenntnisse, das „Hineinwachsen“ in die Arbeit und eine entspanntere Einstellung dazu zurückzuführen. Doch besonders zwei Dinge haben mir geholfen, meine Position im Saal eindeutiger zu definieren: die Hausbesuche und mein Bäckerei-Projekt.

Ersteres bedeutet, dass Verena, Karin und ich nach und nach (fast) alle der Kinder nach Hause begleiteten, um Lebenssituation und Familie kennenzulernen. Die Idee dazu kam mir, als Luis in einer der regelmäßig freitags stattfindenden Mitarbeiterversammlungen erwähnte, man wolle eine Sozialarbeiterin engagieren, um Informationen zu finanzieller Lage, Arbeit der Eltern, Ausstattung des Hausrats, Verbindung zu anderen Organisationen etc. einzuholen. Luis willigte fast augenblicklich in das Angebot ein, wir könnten diese Aufgabe übernehmen. Nach vorheriger Absprache mit den Eltern ließ ich mich meist nach Schließzeit des Hogars, also gegen fünf Uhr nachmittags, von einem der Kinder meiner Gruppen – ich kümmerte mich vorwiegend um die Großen – zu deren Behausung mitnehmen. Die Hauptintention war von offizieller Seite zwar die Bearbeitung je eines Fragebogens, deren Sammlung einen Überblick ermöglichen sollte zu Bedürftigkeit der Familien, doch war dies praktisch Nebensache und wurde meist ganz am Schluss erledigt. Fast überall wurde ich herzlich und in der Armut größtmöglichen Großzügigkeit empfangen. Manche Eltern waren zu Beginn etwas eingeschüchtert, doch habe ich es eigentlich immer geschafft, bald das Vertrauen zu gewinnen, sodass mir von vielen letztlich ganz freiwillig die komplette Lebensgeschichte erzählt wurde. Die meisten dieser geschilderten Lebenswege sind zweifellos sehr steinig, wobei mir durchaus bewusst ist, dass mein Besuch bestimmte Hoffnungen auslöste und deshalb an Übertreibungen nicht gespart wurde; nicht wenige der Mütter brachen in Tränen aus.

Die Unterschiede zwischen den Familien sind größer, als ich sie mir vorgestellt hatte. Besonders eine Familie lebt nach peruanischen Maßstäben alles andere als arm, das Haus ist groß, stabil und gut eingerichtet (dennoch Tablada, nicht Deutschland!), und ich stellte mir die ernsthafte Frage, ob das Geld nicht besser in andere, bedürftigere Familien investiert wäre; solche etwa, deren Behausung aus Sperrholz, Pappe und Schilfrohrgeflecht zusammengezimmert, von Wellblech überdacht und mit Plastikplane notdürftig abgedichtet ist. Andererseits hat der Einsatz des Hogars nur Sinn, wenn den Menschen nicht nur aus der Armutsfalle herausgeholfen, sondern auch dafür Sorge getragen wird, dass sie nicht wieder hineingeraten.

Die meisten Gespräche führte ich mit alleinstehenden Müttern, von denen nur die wenigsten noch Kontakt zu ihren ehemaligen Männern haben, geschweige denn finanzielle Unterstützung von diesen erhalten. Dies ist schon eines der Hauptprobleme: die Mütter müssen arbeiten, denn wer sonst schafft Geld herbei?, in vielen Fällen den ganzen Tag. Die Kinder sind in dieser Zeit sich selbst überlassen, genießen „Narrenfreiheit“.

Das Beschäftigungsfeld der Mütter ist leicht zu umreißen: das Putzen, Waschen oder Kochen in Häusern anderer Familien oder der Verkauf von Süßigkeiten, Obst oder Gemüse; in jedem Fall nicht besonders lukrative Arbeiten. Ein Beispiel: eine der Mütter verkauft an einem winzigen Rollwagen Süßigkeiten in einem reicheren Stadtteil vor einer großen Supermarktkette. Es besteht nicht nur das Risiko, von gelegentlich kontrollierenden Polizisten geschnappt zu werden, was den Verlust jenes Rollwagens mit allen Verkaufsgegenständen und damit der einzigen Einkommensquelle bedeuten würde; der „Verdienst“ reicht an manchen Tagen gerade, um die Fahrtkosten morgens hin und abends zurück zu decken, ist also gleich null.

Durch die Besuche habe ich viel gelernt, vor allem natürlich über die Kinder: wie sie leben, wo und in welchen Familienverhältnissen. Das macht es leichter, bestimmte Bedürfnisse und Verhaltensprobleme zu verstehen. In vielen Fällen verlangt es Respekt ab, wie die Leute ihr Leben meistern, in manchen jedoch muss man mit Unverständnis und Ungeduld Tatenlosigkeit, Trägheit und Resignation gewahren wo es ohne Zweifel Wege gäbe, die Lage zu verbessern.

Das Verhältnis zu den meisten in der Gruppe der Ältesten wurde durch die Besuche persönlicher, offener und ehrlicher. Auch umgekehrt zeigen die Kinder nun viel mehr Achtung vor mir und nehmen häufiger mein Hilfsangebot in Anspruch.

Besonders zu sechs der etwa 20 „chicos y chicas sin fronteras“ hat sich das Verhältnis intensiviert. Grund ist ein „taller“ („Werkstatt“, „Arbeitsprojekt“), den ich nun seit ca. drei Monaten immer mittwochs leite. Da der Heim-Bäcker Ricardo zur Zeit nur vormittags anwesend ist und so für die Nachmittagsgruppen die Mithilfe in der Bäckerei komplett ausfällt und ein halbes Jahr über der junge Schreiner Javier nicht mehr beschäftigt war (vor einigen Tagen ist er wieder eingetreten – eine lange Geschichte, die ein andermal erzählt werden soll), habe ich dieses Projekt begonnen, um zumindest für meine Gruppe das Beschäftigungs- und Lernangebot zu erweitern. Ich bin kein ausgewiesener Bäcker, habe nur eine kurze pubertäre Phase der Back-Begeisterung durchgemacht, während derer ich mit den Grundrezepten von Hefe-, Rührteig etc. schon so manches ausprobiert und experimentiert habe und dabei die größten Anfängerfehler hinter mir lassen konnte. Das Experimentieren habe ich auch als „Meastro“ nicht sein lassen und so entstanden zum Teil recht ausgefallene Kreationen wie grüne Basilikum- oder rote Ají-Brötchen (ají: orange-rote Pfefferschote), aber auch typisch peruanische – wie etwa Empanadas (gefüllte Teigtaschen) – und typisch deutsche Backwaren, z.B. Rosinenbrötchen. Bis jetzt kamen alle Dinge sehr gut an, nur das für den peruanischen Gaumen ungewöhnlich schwere und allzu säuerliche Zwiebel-Vollkornbrot mit kerniger Kruste stieß bei einigen auf Unverständnis und handelte sich den Spitznamen „Pan piedra“ („Steinbrot“) ein. Nun habe ich vor, zumindest einmal an einem der mir verbleibenden Wochenenden eine Back- und Verkaufsaktion zu veranstalten. Das bedeutet: am Samstagabend verschiedene Backwaren herstellen und diese am Sonntagmorgen in der Deutschen Gemeinde in Miraflores verkaufen. Mit dem verdienten Geld könnte dann ein kleiner Ausflug wie etwa ein Kinobesuch unternommen werden.

Aktuelles

Vor wenigen Tagen habe ich hier im Hogar meinen Geburtstag gefeiert. Das Fest wurde ein weiterer Höhepunkt meiner Zeit in Tablada. Es war zwar zunächst anstrengend, für die etwa 20 Gäste zu kochen, doch zahlte sich die Mühe aus: die Idee war, meinen Freunden die Möglichkeit zu geben, typische Speisen meiner Heimat, des Frankenlandes, kennenzulernen. Wie häufig war ich doch hier danach gefragt worden, wie man denn dort esse! Die

Speisekarte: Nürnberger Bratwöschtle mit Kartoffelsalat, Sauerkraut und Gurkensalat.
Zweites Gericht: Saure Zipfel mit „Pan piedra“.

Die Nürnberger und das Sauerkraut hatten meine Eltern mitgebracht, weshalb zur Enttäuschung der Eingeladenen nicht alles zum Nachkochen geeignet ist. Das Essen kam super an und die Stimmung wurde im Laufe des Abends immer besser und ausgelassener. Zu später Stunde holte ich nach mehrfachen Bittens meine Geige hervor und spielte eine Solofantasie von Telemann. Stefan, ehemaliger Volontär des Hogars, inzwischen in Tablada ansässig und verheiratet und seit kurzem Vater, zückte seine große Altblockflöte, die er zufälligerweise mitführte und zusammen spielten wir eine weder für Violine noch für Flöte komponierte Serenade Joseph Haydns von ungeordneten Notenblättern ab, die aus unbestimmbaren Gründen zufälligerweise irgendwo im Raum herumlag. Kurz darauf griff Jairo, der vorübergehend mein junger Gitarrenlehrer war, zur Gitarre und zu dritt improvisierten wir auf nicht allzu hohem Niveau, doch mit viel Freude in allerlei Tonarten. Später spielte Jairo bekannte Lieder auf Wunsch, dazu wurde fröhlich gesungen. Ein Abend also ganz im Zeichen des interkulturellen Austauschs.

Im Moment bin ich hin- und hergerissen zwischen Trauer über das baldige Ende meiner Zeit in Peru und der Vorfreude auf Deutschland. Gerade durch die dringliche Organisation des Studienbeginns, der mich sehr kurz nach meiner Rückkehr in Deutschland erwartet, wandere ich in Gedanken mehrmals täglich über den Atlantik und zurück. Wahrlich wartet Stress auf mich: am 20. August komme ich in Deutschland an, am ersten September bereits beginnt das fünftägige fid-Rückkehrerseminar in Köln. Davor möchte ich schon einige dringende Besuche erledigen, möchte in die Stadt Bayreuth fahren, die höchstwahrscheinlich mein zukünftiger Studienort für das Fach Jura sein wird, und sollte im Zuge dessen, wenn es denn auf einen Umzug in eine WG hinausläuft, vor Ort einige Bewerbungsgespräche führen. Der Umzug sollte gegen Ende September vollzogen sein und mit dem ersten Oktober beginnen die Einführungsveranstaltungen der Universität. Und während all dessen muss ich Zeitumstellung und Kulturschock verkraften!

Das einzig Positive daran: Ich entgehe der Langeweile, dem mächtigsten Verbündeten von Melancholie und Fernweh nach Peru!

¡Cúidense, Chau, Hasta pronto!

Jakob